

Tobias Litterst

Blind sein

Ein philosophischer
Erfahrungsbericht

XS-Verlag

Erste Auflage 2025
Originalausgabe

© 2025 XS-Verlag, Berlin

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags, der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen sowie der Übersetzung, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert, verarbeitet oder verbreitet werden.

XS-Verlag, Berlin
Moritz Liewerscheidt, Silbersteinstraße 63, 12051 Berlin
kontakt@xs-verlag.de

Satz: Silberstein Produktion
Umschlaggestaltung: Jenny Dam
Druck: CPI
Printed in Germany

ISBN 978-3-944503-29-5

Inhalt

<i>Prolog:</i>	
Ein Vorname	9
 Die Frage	 10
 Der erste Versuch:	
Ich gehe in mich und fasse so das blinde Wahrnehmen ganz einfach und unmittelbar auf	13
 Ein Umweg:	
Mit Schopenhauer das Sehen erkennen	14
 Annäherung:	
Elemente blinder Wahrnehmung	23
Die Entzogenheit der Welt	23
Tasten	38
Hören	48
Riechen und Schmecken	59
Erinnern und Vorstellen	62
 Rekapitulation:	
Welches Bild ergibt sich aus den bislang angestellten Überlegungen?	71

Dialektische Reflexion:	
Die Paradoxie der Blindheit	75
Distanz und Nähe	76
Das Ich zwischen Kräftigung und Schwächung	79
Blindheit und Absurdität	82
 Zweite dialektische Reflexion:	
Blindheit und Gesellschaft	101
 Ein verwunderter Blick	112
 Anhang	
Was mir in den Blick fällt	125
 Literatur	141

Prolog: Ein Vorname

Ich heiße Tobias, weil meinen Eltern die biblische Geschichte gefiel, in der ein junger Mann meines Namens, unterstützt durch den Engel Raphael, seinem Vater aus finanziellen Schwierigkeiten hilft und ihn von seiner Blindheit befreit. Als meinen Eltern klar war, wie sie mich nennen wollten, wussten sie nicht, dass ich blind zur Welt kommen sollte.

Die Frage

Wie es ist, blind zu sein, überhaupt nichts sehen zu können – diese Frage wird den Betroffenen wieder und wieder gestellt. Sie ist ihre Gesellschaft in Gesellschaft: erhebt sich mal befangen, mal mit unverblümter Neugier.

Wird sie an mich gerichtet, so empfinde ich dabei zumeist einen gewissen Schmerz. Die eigene Unzulänglichkeit tritt hervor. Mich befällt Scham. Ich denke an die große Anstrengung, die der vergebliche Versuch kostet, einfach nur den Normalzustand herzustellen, denke an das mühsame Erlernen unbekannter Wege, an die langwierigen Auseinandersetzungen mit Behörden, an die ständige Aufforderung, mich zu erklären. Es liegt nahe, die Frage nach dem Wie der Blindheit brüsk zurückzuweisen, sie als eine verletzende Grenzüberschreitung zu verdammen. Das wäre jedoch zu voreilig.

Schließlich steht die Frage nicht zwangsläufig im Dienst eines ungehörigen Voyeurismus, der es bloß auf den Genuss einiger Seltsamkeiten und möglicher Leidensgeschichten abgesehen hat. Sie kann, im Gegensatz zu einem solchen Voyeurismus, auch ein ernsthaftes Interesse an der Situation des Anderen, ein Erkenntnisinteresse zum Ausdruck bringen. Wo gefragt wird, besteht immerhin die Möglichkeit, dass Neues sich erschließt und falsche Vorurteile sich korrigieren lassen – auch beim Befragten.

Dass die Blindheit ein Erkenntnisinteresse hervorruft, ist angesichts der Vorherrschaft des Sehens, die sich durch

fast alle Lebensbereiche zieht, nicht verwunderlich. Michel Houellebecq hält in einem lesenswerten Essay über Gegenwartsarchitektur prägnant fest, wie sehr der Blick (die Durchschaubarkeit) den Lebensräumen unserer Spätmoderne eingeschrieben ist. Er verweist zur Illustration auf den Fall, dass »ein von einem exotischen Schilderwald in die Irre geführter Touristenbus seine Ladung im Bankenviertel von Segovia oder im Handelszentrum von Barcelona absetzt. Die in ihr vertrautes Universum aus Stahl, Glas und Signalschildern getauchten Besucher finden augenblicklich zu ihrer schnellen Gangart und ihrem funktionalen und gelenkten Blick zurück, der der ihnen vorgesetzten Umgebung entspricht. Zwischen Piktogrammen und Textschildern vorrückend, erreichen sie schnellen Schrittes das Kirchenviertel, den historischen Stadtkern. Sofort verlangsamt sich ihr Schritt, bekommt die Bewegung ihrer Augen etwas Ungewissenes, fast Umherirrendes. Ihren Gesichtern liest man eine gewisse stumpfsinnige Verblüffung ab [...]. Offensichtlich spüren sie, dass sie sich in Gegenwart ungewohnter visueller Objekte befinden, die zu entziffern ihnen schwerfällt. Auf den Mauern tauchen jedoch bald Hinweisschilder auf. Dem Fremdenverkehrsamt ist zu verdanken, dass historisch-kulturelle Orientierungspunkte eingerichtet wurden. Unsere Reisenden können nun ihre Caméscopes herausholen, um die Erinnerung an ihre Reise in eine gelenkte kulturelle Wegstrecke einzuordnen« (Houellebecq 2022: 44).¹

1 Zur weiteren Verdeutlichung der Dominanz des Sehens denke man an die Präsenz von Bildschirmen und Displays.

Inmitten der Vormacht des Visuellen scheint ein Leben und Erleben, dem gerade der wichtigste aller Sinne abgeht, nahezu unvorstellbar: ungeheuerlich fremd.

Wird die Frage danach, wie es ist, blind zu sein, ernsthaft gestellt, so liegt in ihr der Versuch, dieses Fremde zu begreifen. Man möchte herausfinden, welche spezielle »Sicht auf die Welt«, welche Erfahrungsperspektive der blinde Mensch einnimmt: wie er seine Außenwelt und – in deren Widerhall – seine Innenwelt wahrnimmt.

Es ist durchaus legitim, diese Frage an die betroffene Person selbst zu richten. Schließlich liegt, was erfragt werden soll, im Bereich des inneren Erlebens. Es entzieht sich der Beobachtung von außen. Außenstehenden ist es zwar möglich, das Sehen für eine Zeit außer Kraft zu setzen (sich die Augen zu verbinden, Räume abzudunkeln), jedoch reichen solche Veranstaltungen – glücklicherweise – nicht bis an die Blindheit heran. Was sie vermitteln, sind einige Eindrücke, abenteuerliche Erfahrungen. Sie bewirken eine zeitweilige Ermangelung des Sehsinns, nicht die Blindheit (einen Zustand, der das Sehen gänzlich aufhebt). Wer von Geburt an blind ist – wie ich es bin – hat die sichtbare Seite der Welt nie erfahren; wer erblindet, erleidet ihren völligen Verlust.

Der blinde Mensch ist also mit seiner eigenen Lage am besten vertraut. Er sollte deshalb auch der geeignete Adressat für die Frage nach dem Wie, nach der spezifischen Weltwahrnehmung der Blindheit sein. Es ist an ihm, in sich zu gehen und seinen Zustand zu erklären. Auf diese Weise wird sich das gesuchte Wahrnehmen (das, nach einer Formulierung Rudolf Eislers, »Vorstellen durch die Sinne«) auffinden und erhellen lassen (Eisler 1904: 690).

Der erste Versuch:

*Ich gehe in mich und fasse so das blinde
Wahrnehmen ganz einfach und unmittelbar auf*

Konzentriert man sich mit diesem Vorhaben auf das eigene Erleben, so finden sich darin verschiedene Wahrnehmungen – ich spüre die Tasten des Computers unter meinen Fingern, rieche den Duft des Kaffees im Zimmer; was all diese Wahrnehmungen aber zu denjenigen eines Blinden macht, lässt sich an ihnen selbst nicht ohne weiteres aufspüren. Gewiss ist, dass sie in meinem Bewusstsein ohne die Beteiligung des Sehsinns auftauchen, da die Blindheit ja gerade in der Abwesenheit dieses Sinnes besteht. Um das Spezifische der mir gegenwärtigen Wahrnehmungen aufzufassen, müsste ich sie demnach von solchen abgrenzen, die sich durch das Sehen einstellen. Hier stoße ich jedoch auf eine Schwierigkeit: Die Wahrnehmung durch das Sehen bleibt mir unzugänglich.

Hätte ich sie einmal erfahren, dann könnte ich versuchen, das jetzige Auffassen mit dem vergangenen zu vergleichen. Da ich aber blind geboren bin, komme ich nun in die Verlegenheit, auf die Frage, wie es ist, blind zu sein, die Frage entgegen zu müssen, wie es ist, zu sehen.

Ein Umweg:

Mit Schopenhauer das Sehen erkennen

Was ich selbst über das Sehen weiß, verdanke ich vor allem dem Studium der Philosophie. Es half mir, die verworrenen Beobachtungen, die ich an den Anderen machte, eingehender zu reflektieren und zu ergänzen. Die Philosophie hat mir, so könnte man sagen, bezüglich des Sehens die Augen geöffnet.

Ganz besonders verdanke ich das einer zufälligen Begegnung, die ich nach einigen Jahren an der Universität machte: der Begegnung mit dem Werk Arthur Schopenhauers. Der Philosoph, der von 1788 bis 1860 lebte, ist weithin für seinen Pessimismus bekannt. Oft werden seine scharfzüngigen Lebensansichten zusammengetragen und in Büchern mit Titeln wie »Schopenhauer für Boshafte« wiederveröffentlicht. Im Hintergrund und eher den Fachleuten vorbehalten bleibt dabei, dass Schopenhauer sich eingehend mit unserer Wahrnehmung der Welt beschäftigt hat.

Er ging davon aus, dass jeder Mensch, der sich und seine Umgebung sorgsam beobachtet, einmal eine folgenschwere Entdeckung macht: die Entdeckung, »daß er keine Sonne kennt und keine Erde; sondern immer nur ein Auge, das eine Sonne sieht, eine Hand, die eine Erde fühlt« (W1 28). All die Dinge, mit denen wir täglich zu tun haben, die Sonne am Himmel, die Bäume, Häuser, sind nicht so sehr äußerlich und unabhängig von uns, wie es auf den ersten

Blick scheinen mag. Damit sie für uns existieren können, müssen wir sie über Sinne und Geist in unser Bewusstsein aufnehmen. Nur das, was über Augen, Ohren, Nase, über die tastenden Hände bis zum Gehirn und damit bis in unsere Gedanken vordringt, ist für uns auch vorhanden, ist für uns ein Stück Realität. Sinne und Geist haben also an dem, was wir die äußere, wirkliche Welt nennen, einen entscheidenden Anteil: Sie bringen uns diese Welt überhaupt erst in Erscheinung, setzen sie für uns in Stand.

Vom Sehen war Schopenhauer fasziniert, weil sich an ihm diese Instandsetzung der Realität, die Geist und Sinne leisten, auf wunderbar prägnante Weise nachvollziehen lässt. Die erblickten Gegenstände fallen nicht einfach so und von selbst ins Auge des Betrachters. Stattdessen treffen dort Bündel aus Lichtstrahlen ein. Die Netzhaut im Augeninneren greift dieses Licht mit ihren Sinneszellen auf und leitet seinen Eindruck, über den entsprechenden Nerv, an das Gehirn weiter. In blitzartiger Geschwindigkeit werden die Lichteindrücke ausgelesen, interpretiert und zum farbigen, dreidimensionalen Abbild der äußeren, vielgestaltigen Gegebenheiten umgearbeitet. Ohne dieses Interpretieren und Umarbeiten gäbe es zwar empfangenes Licht, ansonsten aber keinerlei Bild. Die bildnerische Tätigkeit, die für das Sehen so wichtig ist, lässt sich jedoch nicht einfach beobachten und im Detail nachverfolgen. Das Gehirn operiert hier im Verborgenen, im wahrsten Sinn des Wortes verdeckt: Vor den Augen breitet sich immer schon die fertige Landschaft aus. Wie ihr Anblick im Einzelnen entsteht, das stellt die Wissenschaft bis heute vor ungelöste Rätsel. Schopenhauer, der mit den physikalischen, biologischen und medizinischen

Entdeckungen seiner Zeit gut vertraut war, unternahm selbst einige Experimente, um das Zustandekommen der Farbempfindungen genauer zu untersuchen.² Oft lässt sich, wenn er über das Sehen schreibt, in seinen Ausführungen etwas von dem staunenden Blick des Naturforschers wahrnehmen.

Mir ging an diesen Ausführungen vor allem dreierlei auf: Zunächst machte mir Schopenhauer deutlich bewusst, dass im Sehsinn eine der wenigen Möglichkeiten liegt, Form und Größe der Dinge im Raum zu erfassen. Ich kann das Rauschen der Blätter im Wind hören, die Blüten riechen – und habe doch keinen Baum vor mir. Geräusche und Gerüche bleiben gestaltlos. Dass da etwas Bestimmtes steht, etwas mit einem Stamm, mit Ästen und Blättern, all das erschließt sich hauptsächlich über den Blick. Ist er nicht gegeben, dann bleibt nur übrig, die Welt zu berühren, ihre mannigfaltigen Gestalten so gut es geht über das Tasten kennenzulernen. Schopenhauer konstatiert deshalb: »Der objektiven Anschauung dienen eigentlich nur zwei Sinne: das Getast und das Gesicht« (G 67 ff). Nur Tast- und Sehsinn machen die Konturen der Dinge, der vielzähligen Objekte im Raum tatsächlich erfahrbar.

Die ungeheure Effizienz, mit der das Sehen seine Erschließung der objektiven Welt betreibt, ist ein zweiter Aspekt, den mir Schopenhauer nahebrachte. Ist die Sicht

2 Eckhard Bendin, Herausgeber einer Gedenkschrift zu Schopenhauers Abhandlung *Über das Sehen und die Farben*, bilanziert, »dass die von Schopenhauer einst erbrachte theoretische Vorleistung fruchtbar fortwirkt«, Bendin 2019: Vorwort.

nicht getrübt, etwa durch Nebel oder dichten Regen, dann vollzieht sich die Wahrnehmung hier beeindruckend schnell. In einem Augenblick lassen sich ganze Gegenstände ausmachen. Ihr Bild stellt sich, so schreibt Schopenhauer, mit »Bewußtlosigkeit« ein, ist wie auf einen Schlag vorhanden und lässt sofort durchblicken, womit man es gerade zu tun hat (W2 33). Neben dieser Geschwindigkeit verfügt das Sehen über eine enorme Reichweite: »sein Feld«, bemerkt Schopenhauer, »ist unermesslich, geht bis zu den Sternen« (G 69).

Für mich ist all das äußerst erstaunlich. Ich bin immer wieder verwundert, wenn mir Menschen davon berichten, wie viele Figuren, Bewegungen, Gegenstände sie in einer kurzen Filmszene erblicken oder auch davon, wie viel Landschaft sie auf einer Anhöhe stehend überschauen können. Die räumlichen Erkundungen, die ich mit Hilfe des Tastsinns unternehme, verbleiben dagegen in nächster Nähe – sozusagen in Armlänge – und gehen erheblich langsamer vor sich. Berühre ich die Tasse neben mir, so spüre ich ihre glatte, trockene, angewärmte Oberfläche. Durch einen sanften Druck empfinde ich den Widerstand, die Festigkeit ihres Materials. Unter meinen Fingern deutet sich die Rundung der Tasse an. Wenn ich ihr folge, mit den Fingern über die Oberfläche gleite, werden mir Form und Größe gegenwärtig. Indem ich die Tasse anhebe, nehme ich in den Muskeln der Hand und des Arms ihre Schwere wahr. Geht man mit den Dingen so auf Tuchfühlung, dann kann man sie auf vielseitige und intensive Weise erfahren. An die Weite und Schnelligkeit des Sehens kommt man dabei aber niemals heran.

Der Sehsinn holt die umfangreichen Informationen ein, weil er, anders als das Tasten, nicht vom direkten Körperkontakt zu den äußeren Gegebenheiten abhängt. Schopenhauer regte mich dazu an, auch diesem Aspekt der visuellen Auffassung weiter nachzugehen. Was das Auge erblickt, empfängt es durch das feinstoffliche, geisterhafte Licht. Solange es nicht blendet oder Schmerzen verursacht, wie sie durch eine Erkrankung der Augen entstehen können, bewirkt das Licht selbst wohl keine sonderlich eindrücklichen Empfindungen. Es ist, so konstatiert Schopenhauer, »an sich selbst weder angenehm noch unangenehm« (W2 36).

Ruft ein Anblick starke Reaktionen von Leib und Psyche hervor, lässt er die Zuschauer erschreckt zusammenzucken oder auflachen, dann liegt das – unter normalen Umständen – nicht an dem in die Augen fallenden Licht, sondern daran, wie dieses Licht interpretiert wird, welches Bild das Gehirn konstruiert. Die Zuschauer reagieren auf dieses Bild, nicht auf den unmittelbaren Lichteindruck. Sie erschrecken über den Löwen, der aus dem Hintergrund springt; lachen über den stolpernden Clown.

Die Schauenden verhalten sich also zu einem bestimmten Gegenstand, zu einer Sache, die ihnen vor Augen tritt. Sie können die Sache mit einem Wort, einem entsprechenden Begriff bezeichnen, oder, wenn ihnen die Worte fehlen, einfach darauf zeigen. Es geht ihnen etwa um *diesen* Löwen, *diesen* Clown, um dieses komische Dingsda dort drüben. Man kann all diesen Dingen mit verschiedenen Gefühlsregungen und leiblichen Reaktionen begegnen, kann erschreckt zusammenzucken, sich ängstigen, sich freuen oder sie einfach nur gleichgültig betrachten. Entscheidend ist,

dass man immer schon mit einer bestimmten Sache konfrontiert wird, an der sich die eigenen Reaktionen entfachen.

Ich betone den Bezug auf den Gegenstand an dieser Stelle so energisch, weil mir scheint, dass sich das Sehen hier gravierend von seinem räumlichen Pendant, vom Tasten, unterscheidet. Erkunde ich ein Stück Außenwelt mit den Händen, dann sind Leib und Psyche merklich daran beteiligt. Bemerkbar machen sie sich hier, im Gegensatz zum visuellen Gegenstandsbezug, noch bevor sich die Kontur des äußeren Objekts erschließt, noch bevor ich eine Vorstellung von demjenigen habe, was mir da unter die Hände geraten ist. Schon eine einzige Berührung kann unangenehm heiß oder kalt sein, kann Schmerzen verursachen, ekeln und den Willen zur Erforschung des Objekts damit außer Kraft setzen. Eine besonders angenehme Berührung entkräftet den Erkundungsdrang, indem sie die Finger zum Verweilen verführt, wie Circe den Gestrandeten auf ihrer Insel. All das erfuhr ich als Kind auf eindruckliche Weise an den Rosen. Sie mochte ich nicht nur wegen ihres Duftes, sondern auch wegen der wunderbar glatten Blütenblätter, über die ich gerne mit den Fingern strich. Mir ging es in solchen Momenten nicht um die Gestalt der Pflanze. Ich vernachlässigte ihre Form zugunsten des angenehmen Gefühls auf der Haut. Ließ ich davon ab, um doch einmal die Konturen zu erkunden, so stach ich mich bald an den Dornen. Ich zog dann erschrocken die Hände zurück und ging der hinterhältigen Blume für einige Zeit aus dem Weg. Macht man sich, trotz solcher Rückschläge, weiter an die haptische Auskundschaftung, dann nimmt man dabei wieder spürbar den Leib in Anspruch: Man bewegt Arme und Hände, tastet sich entlang, sucht mit den Fingern.

Beim Tasten bilden sich die äußeren Gegenstände nur unter der spürbaren Einmischung von Leib und Psyche heraus. Dagegen scheint man beim Sehen leichter über sich hinauszukommen: direkt, ohne leibliche und psychische Umschweife, zu den Gestalten der Außenwelt. Man kann sich in den Anblicken und Aussichten, davon höre und lese ich immer wieder, fast gar verlieren. Virginia Woolf spricht in ihrem Roman *To the Lighthouse* von den Blicken »in die Weite der Dünen hinaus«, die »den Betrachter um eine Jahrmillion zu überdauern scheinen und das Gefühl in ihm wecken, als wären sie schon dem Himmel nahe, der in vollkommener Gelassenheit auf die Erde herabblickt«.³ Es ist bemerkenswert, dass Woolf den Blick in dieser Schilderung vom Betrachter – und damit von seinem eigentlichen Urheber – abspaltet. Was der Betrachter hier durch seine eigenen Augen sieht, übersteigt ihn, schwebt gelassen, erhaben, fast göttlich über der Landschaft. Der Betrachter fühlt sich vor dieser Aussicht nichtig und unbedeutend – und hat doch an ihrer Erhabenheit, die er mit sich selbst so schlecht vereinbaren kann, entscheidenden Anteil. Seine Auffassung zerfällt also in zwei Hälften: die eine, die ihn selbst repräsentiert, und die zweite, diejenige des schier himmlischen, überbordenden Blicks. Vom Tasten ist mir diese zweite Hälfte der Auffassung, die gelassen über allem schwebt, völlig unbekannt. Ich erfahre sie nicht einmal im Ansatz. Das liegt nicht nur an der beschränkten Reichweite der Arme,

3 Vgl. Abschnitt 4 des ersten Teils in der deutschen Erstübersetzung von Karl Lerbs (1931).

sondern auch an all dem psychischen und leiblichen Erleben, mit dem die Erschließung der äußeren Gegenstände durchsetzt ist. Für ein gelassenes Darüberschweben ist dieses Erleben in jedem Fall zu intensiv, lenkt zu sehr ab. Es führt mit jeder Wendung nach außen auf den eigenen Umkreis, auf einen selbst zurück, während das Sehen scheinbar mühelos durch die Weite der Welt schweifen kann.

Ohne Zweifel entsteht dieses Ausschweifen immer durch ein komplexes Zusammenspiel. Es ist nur möglich, weil Licht, Auge und Gehirn miteinander auf ihre rätselhafte Weise wirken. Die Komplexität macht das vermeintlich so einfache Schauen anfällig für allerlei Täuschungen. Über deren Bandbreite staunte ich schon zu Schulzeiten. Ich hörte reden vom Stab, der sich augenscheinlich biegt, wenn man ihn ins Wasser hält, von Sonne und Mond, die mal riesig und mal winzig erscheinen oder von Gemälden, die wirken, als sei das Dargestellte tatsächlich dreidimensional. Nicht immer gibt der Lichteindruck Auskunft über den vollen Umfang eines Objekts. Er enthält etwa keine Informationen über alle vier Seiten des Hauses, sondern nur über die eine, vor der man gerade steht. Bei der Interpretation des Lichteindrucks können außerdem wichtige Informationen verlorengehen oder durch bloße Annahmen falsch ergänzt werden. Man kann angesichts dieser Tücken auch darüber staunen, wie gut die Welterschließung durch das Sehen in den meisten Fällen funktioniert.

Nicht umsonst verwenden wir sehr oft visuell getönte Ausdrücke, wenn wir sagen möchten, dass sich etwas besonders leicht erkennen lässt. Argumente sind »klar«, »leuchten ein«, oder leiden an einem »offensichtlichen« Denkfehler.